



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

schreiben und erging sich oft in Befürchtungen, die ihren Gatten tief verstimmt.

Endlich erreichte dieser Zustand damit sein Ende, daß Saquenetta einem Kinde das Leben gab. Es war ein Knabe.

(Schluß folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die parlamentarische Schulung. Auch Personen, die nicht den höhern Beruf in sich fühlen, der Gesetzgebung unendliches Kleid am tausenden Parlamentsversammlungen, Vereinen, Kommissionen, Ausschüssen entziehen. Und da demüthigt sie leicht die Erkenntnis ihrer Unbehilflichkeit, der Unkenntnis des Tacts und rechten Tons, den man nur in Landtagen, Stadtverordnetenversammlungen u. dergl. lernt. Zum Beispiel. Jemand stellt und begründet einen Antrag, den die Mindergebildeten für sehr zweckmäßig halten; daher nehmen sie sich in der Stille vor, dafür zu stimmen. Ein Neuling in der parlamentarischen Laufbahn denkt ebenso, weiß aber, daß es seine Pflicht ist, sich zu äußern, und sagt daher: „Meine Herren! Wenn ich zu diesem Gegenstande das Wort ergreife, so geschieht es nur, um meine Befriedigung über den Antrag des geehrten Vorredners zum Ausdruck zu bringen. Er hat die Sache so gründlich und mit so glänzender Beredsamkeit dargestellt, daß ich kaum etwas hinzuzufügen wüßte. Ich bin mit seinem Antrage voll und ganz einverstanden und empfehle Ihnen wärmstens die Annahme desselben.“ Nun kommt ein gewiegter Parlamentarier. „Meine Herren! Unser geschätzter Kollege X hat einen Antrag gestellt, den ich mir erlaube hiermit zu wiederholen (wiederholt ihn). Er hat für diesen seinen Antrag folgende Argumente angeführt (wiederholt sie). Es läßt sich nicht leugnen, daß die Frage auch von andern Seiten betrachtet werden kann. Ich will für heute nur erwähnen (folgt die Beleuchtung von verschiedenen Seiten). Sie werden zugeben, daß diese Ansichten eben so große Berechtigung, ja vielleicht größere Berechtigung haben, als die unsers verehrten Kollegen X, und es ist nicht unmöglich, daß sein Antrag sich praktisch nicht bewähren wird. Aber sollen wir deshalb seinen Antrag ablehnen? Man könnte dies allerdings befürworten, allein ich sage nein! Die Hauptsache ist, daß überhaupt etwas geschieht, geändert werden kann ja immer. Vergessen Sie nicht, meine Herren, daß unsre Zeit kostbar ist. Deshalb werde ich für den Antrag stimmen.“ Herr Y: „Ich war ebenfalls entschlossen, für den Antrag meine Stimme abzugeben. Allein die von dem geehrten Vorredner erwähnten Gegengründe dürfen doch nicht unbeachtet gelassen werden. Es ist wahr, daß die Zeit drängt. Sollen wir uns jedoch nachsagen lassen, wir hätten die Sache überstürzt? Erwägen wir lieber in aller Ruhe!“ Drei weitere Redner erklären in längern Reden, daß sie ebenfalls gegen jede Übereilung seien, übrigens sich vorläufig nicht für, aber auch nicht gegen den Antrag aussprechen könnten. Drei andre nehmen entschieden die Partei des Antragstellers. Mehrere Anwesende blicken auf die Uhr und entdecken, daß die

Stunde des Abendtrunks erreicht ist. Der Vorschlag, ein Subkomitee mit der Vorberatung der Frage zu betrauen, wird daher mit lebhaftem Beifall aufgenommen, und die Wahl des Komitees für die nächste Sitzung anberaumt. Wenn dann in der dritten Sitzung auf Grund des Komiteeberichtes „der Antrag X“ (bekanntlich darf man nicht sagen: der X'sche Antrag oder der Antrag des Herrn X, das wäre unparlamentarisch!) die Mehrheit erhalten hat, sagen sich die Mindergebildeten beschämt: „Wir wären imstande gewesen, gleich in der ersten Sitzung den Antrag ohne Umstände zu genehmigen, und würden uns dadurch den Vorwurf der Unüberlegtheit zugezogen haben. Welch ein Segen ist doch die parlamentarische Schulung!“

Ein Supplement zu den Gothaischen Taschenbüchern. In Salzburg, im Verlage der Zeitschrift „Kryffhäufer,“ ist ein Büchlein unter dem Titel „Geadelte jüdische Familien. Zweite Auflage, 1891“ erschienen, das wenig bekannt geworden zu sein scheint — vielleicht, weil die erste Auflage mit Beschlag belegt, oder weil es von der Presse nicht beachtet worden ist. Für die Polizei mag die Erwähnung ehrenrühriger Handlungen einzelner Personen anstößig gewesen sein, und viele Zeitungen sprechen zwar gern vom jüdischen Adel, aber ungern davon, daß Edelleute jüdischer Herkunft sind. Die Schrift ist aber ein schätzbarer Beitrag zur Genealogie. Sie weist mehr als fünfhundert Fälle der Verleihung von meistens erblichem Adelstitel an Juden und eine große Zahl von Familienverbindungen geadelter Juden mit alten, zum Teil hohen Geschlechtern auf. Das älteste Beispiel reicht in das sechzehnte Jahrhundert zurück, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts werden sie häufig und bis auf die Gegenwart immer häufiger. Die Stammväter der ältern Familien werden meistens „Hofjude, Hoffaktor, Hofagent, endlich Hofbankier“ genannt. Welcher Art von Verdiensten sie die Erhebung zu verdanken hat, läßt sich leicht denken; zu den ruhmwürdigsten gehören ohne Zweifel die eines Herrn Weglar, der Lieferant für die ruhmreiche Reichsarmee gegen Friedrich den Großen war und als mehrfacher Millionär in Wien starb. Wie gut mag er die Truppen des Prinzen von Hildburghausen versorgt haben!

Unter den Ländern erscheinen am fruchtbarsten Spanien, Portugal, die sächsischen Herzogtümer, Polen, Rußland, Ungarn, neuerdings Österreich, wo der erbliche Adel gewöhnlich an einem Ordenszeichen hängt, wie in Rußland der persönliche am Staatsratsstitel. In Baiern und Württemberg wird in der Regel der Adel nur für die Person verliehen. Auch San Marino hat manches Sehnen gestillt, z. B. eines Kopenhagener Bankiers, der bald nachher wegen Benützung kassirter Stempel verurteilt wurde. Es befinden sich, abgesehen von der Familie Rothschild, sehr berühmte Namen darunter, wie von der Pfordten, Hansemann (ein Judenknabe David war von einem protestantischen Pfarrer Hansemann adoptirt worden), Philippsborn, Kühn von Kuhnsfeld (eine Zeit lang Kriegsminister in Österreich) u. s. w. Nicht selten sind die Namen erloschener Adelsfamilien wieder hervorgesucht, oder der Name der Frau oder eines Schwagers u. dergl. auf den Adelswerber übertragen worden. Überhaupt ist das Bestreben ersichtlich, mit der Rehabilitation den angebornen Namen in Vergessenheit zu bringen, was am einfachsten durch die Annahme eines sogenannten Prädikats geschieht. Dies wird dann allmählich allein gebraucht, oder die verleihende Regierung bewilligt auch ausdrücklich dessen alleinigen Gebrauch.

Wir stellen hier die uns aufgefallenen Adelsnamen zusammen, die nicht mit dem ursprünglichen zusammenfallen — eine interessante Liste. Ankerberg (richtig:

Epstein), Alfó-Domboru, Hiregh, Garcaszi, Minerbi, Zalan (sämtlich Hirsch, Hirschel u. s. w.), Albest, Cahn, Cahen, Kaan, Kohen, Kraft, Kuhn, Kuhner, Kuhnenfeld, Tengervár (sämtlich Kohn), Nigenhorst (Löbenstein), Alfó-Rußbach, Markhof, Mautstein, Zgorzynski (Mauthner, d. i. Zolnpächter), Avarés le Gras (Suaffo), Bresselau, Bressendorf (Breslauer), Brunicki (Brunstein), Buzias (Eisenstätter), Bövös, Brunnigen, Festan (Fleisch), Banvét (Fuchs), Bethlenfalvi, Buda (Goldberger), Bronnet (Goldreich), Benvenuti (Gutmannsthal), Balla (Krenner), Borkenau, Marwill, Klumborg, Rudin (sämtlich Pollack), Bensfeld, Uckro (Schlesinger), Bodonia (Taufsig), Bonfili Treves — Trier?), Barostyanko, Weißenhall, Wellenstein (Weiß), Cheviers, Farkasház (Fischer), Dobczy (Turnau), Doczy (Dux), Delmar, Ristelek, Wernburg (Levy, Leon u. s. w.), Grényi (Ullmann), Ettenreich, Spallart (Neumann), Eichthal (Seligmann), Fenuheim (Uffenheimer), Fonsaca (Wollheim), Geitler von Armingen (Zeitlees), Gersburg (Gerson), Grumenthal (Siebmann), Gelsei (Guttmann), Grödigberg (Benecke), Hatván (Deutsch), Hochwart (Frankl), Head (Mendes), Hellmann (Heimann), Hertevied, Rodenau (Herz), Hertberg (Herzl), Heyer, Megyer (Meyer), Hofmannsthal, Lövincz (Hoffmann), Henikstein, Hönigsberg, Hönigshof (Hönig = Honig), Hölle (Inzelt = Unschlitt), Halban (Blumenstock), Janoff, Mainfelden (Engel), Jaszay (Gottesmann), Kerstorff (Pappenheimer), Kempfenhausen (Schauf), Koromla (Schey), Kapriora, Maglob (Wodianer), Libanka, Palmeira (Goldschmidt), Lenval (Löwenstein), Liebenberg, Liffingen, Raft zu Faal (Liebmann, Lippmann), Linau (Löwenthal), Lonsada (Baruch), Löwmansegg (Rachel), Malheim (Friedländer — ein Maler!), Marienrode (Malchus), Männlich (Lehmann), Mileski (Milkuschitz), Meczenzef (Schmoezer), Newfort (Isaacson), Nilmann (Morpurgo = Marburg), Neuwall (Leidestorfer), Nemes-Dömölt (Pick), Nyelhegy (Ruff), Oppenfeld (Oppenheim), Pferd (Radich oder Radisch), Pontezuin (Ofenheim), Ponte Reno von Ponnrode (Ponfen), Podbragy (Popper), Porsheim (Porges), Poroda (Napoport), Plankenstein (Weßlar), Pradaburg (Winternitz), Rechten (Levita), Ratisbonne = Regensberg (Beer), Rechthofen (Ripfa), Ruffthal (Ruff), Romilly (Worms), Rechfelden (Stern), Sarthazy (Hartleben), Salemfeld, Salenségg (Jerusalem), Szalka, Zimony (Schwarz), Tomya (Schoofberg), Thurnau (Turteltaub), Treufren (Zdekauer), Tresztenicza (Barota), Wahlendorf (Liebermann), Weißenegg, Wellheim (Pfeiffer), Weisach (Weisenfeld), Welig (Seligmann), Wertheimstein (Wertheim), Welten (Wiener), Wolfenau, Wolfsthal, Wolfenberg, Wolffstern (Wolf, Wolff), Zawidowski (Weißmann). Nur U und W fehlen in diesem aristokratischen Alphabet.

Der Fall Seeger. Über die entsetzliche Familientragödie, die in der Nacht vom 1. zum 2. Juni in Berlin gespielt hat, und deren Einzelheiten wir als allgemein bekannt voraussetzen dürfen, bringt das Berliner Tageblatt in seiner Nummer 277 unter der Marke F. D. eine Besprechung, die zu einer entschiednen Widerlegung herausfordert. Der Verfasser wendet sich in einer novellistisch verbrämten Polemik gegen die Ankläger der heutigen Gesellschaftsordnung und findet eine ausreichende, wenn nicht die einzig zulässige Erklärung für den verzweifeltsten Entschluß des unglücklichen Mannes in Seegers Persönlichkeit. Da wird gesagt: „Einige Züge in der Erscheinung des eigentlichen Helden dieser Tragödie, des Malermeisters Seeger, scheinen darauf hinzudeuten, daß man es mit einer ausnahmsweisen (!) Natur und ausnahmsweisen Verhältnissen zu thun hat, zusammen mit einer weitverbreiteten, aber falschen und schädlichen Lebensauffassung.“ Dann wird erzählt, Seeger habe eine „hervorragende“ Stellung in „einem der bedeutendsten (!), einflußreichsten Vereine Berlins, dem Handwerkerverein,“ eingenommen.

Er habe zum Vorstande gehört und häufig den „Vereinigungen“ präsidirt. „Er repräsentirte in ihm aber auch eine Spezialität, die auf eine ganz bestimmte Geistesrichtung hinweist. Seeger leitete seit langer Zeit mit großem Eifer und vorzüglichem Geschick die theatralischen Aufführungen des Vereins, er war in ihm Lehrer und Meister der Vortragskunst. In ihm lag ein Geist vor (!), der für die schreckliche Romantik seines letzten Entschlusses vorbereitet war, der sich vielleicht noch durch phantastische Reminiscenzen derart (?) gestimmt hat.“ Dann folgen noch einige banale Bemerkungen über das Malergewerbe, und zuletzt wird die Schlußfolgerung gezogen: der Beweggrund für Seegers Verzweiflungsthat „war anscheinend die Furcht, daß die [seine] Kinder aus der Klasse des Bürgertums in das »Proletariat« herabstinken (hinab!) würden; seine Standesehre sah er bedroht. Nicht die äußerste Not hat Seegers Entschlüsse bestimmt — dagegen hätten sich hilfreiche Hände gefunden —, sondern das verletzte Ehrgefühl. Aber dies Ehrgefühl war ein falsches, unberechtigtes.“ Nach einigen Bemerkungen darüber, was ein Amerikaner an Seegers Stelle gethan hätte, wird das große Wort gelassen ausgesprochen: „Je unsicher die Verhältnisse werden, um so fester muß der Mann stehen.“ Diese „letzte Festigkeit“ habe Seeger gefehlt, und so habe er sich und seine Familie ins Verderben gerissen.

Gegen diese Auffassung und Darstellung eines tief erschütternden Ereignisses lehnt sich nicht bloß das gesunde Gefühl, sondern lehnt sich auch unsre innerste sittliche Überzeugung auf. Um unsre haltlosen, verrotteten wirtschaftlichen Zustände vor der verdienten Verurteilung zu retten, wird mit Advokatenkniffen nach plausibeln Vorwänden gesucht, wie man eine bejammernswerte That der äußersten Verzweiflung zu einem Theatereffekt abschwächen könne. Seegers zurückgelassene Aufzeichnungen legen es für jeden, der darin nicht etwa auch Bühnenphrasen sieht, unzweifelhaft dar, daß der Mann alles darangesetzt hat, die „hilfreichen Hände“ zu finden, die Herr F. D. so zuversichtlich in Bereitschaft hat. Wer je in der beklagenswerten Lage gewesen ist, solcher hilfreichen Hände zu bedürfen, der wird Seegers Versicherung ohne weiteres glauben, daß es ihm unmöglich gewesen sei, sich die zur Fortführung seines Gewerbes nötigen Mittel zu verschaffen, er müßte denn betrügen, wie er betrogen worden sei. Es ist eben in unserm „christlichen“ Staate keine Barmherzigkeit zu finden für den, der wirtschaftlich zurückgekommen ist, sei es auch völlig ohne sein Verschulden. Am 2. Juni sollte Seegers Mobiliar, das bereits gepfändet war, versteigert werden. Begreift Herr F. D. vielleicht, was das für einen Mann heißt, der in seinem ehrbaren Stande eine „hervorragende“ Stelle eingenommen, der allseitige Achtung genossen und einst in gesicherter pekuniärer Lage das Leben eines unabhängigen Bürgers gelebt hat? Offenbar begreift das Herr F. D. nicht, sonst würde er nicht von „bedrohter Standesehre“ und von „verletztem Ehrgefühl“ in einem Tone und mit Ausdrücken reden, als wären das lächerliche Dinge, die z. B. den Amerikanern völlig unbekannt wären. Ohne Zweifel hat nach unsern geltenden Gesetzen ein Gläubiger das Recht, seinem Schuldner alles nach dem Gesetz pfändbare bis auf das letzte Stück wegnehmen zu lassen. Aber er ist doch nicht dazu verpflichtet, und wenn es hilfreiche Hände gäbe, so müßten das doch — sollte man meinen — in erster Reihe die des Gläubigers sein, der seinem Schuldner mit Nachsicht und Geduld über schwere Zeiten hinweghelfen kann, wobei auch meist sein eignes Interesse am besten gewahrt ist. Der Gläubiger aber, der herzlos auf seinem Schein besteht und seinem Schuldner die Stuben ausräumen läßt, der führt, ob er sich auch oft nicht klarmachen mag, den Todesstoß in des Schuldners Herz. Wer nicht einsieht, daß der brutale Egoismus,

der heutzutage statt der werktätigen Nächstenliebe herrscht, der Vater zahlloser Verzweiflungskinder ist, der ist entweder blind von Natur, oder er will nicht sehen. „Ich konnte nicht mehr weiter kommen, ohne zu betrügen, wie ich betrogen worden bin.“ In diesem letzten Bekenntnis Seegers liegt der Schlüssel für seinen und der Seinigen Entschluß klar und offen da, und die schlichten, im Angesicht des Todes niedergeschriebenen Worte sind eine schwere Anklage gegen die heutigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände, unter denen der redliche Mann gerade am bittersten zu leiden hat. Man halte unserm Volke um Gottes willen nicht den Amerikaner als Muster vor, der es unter allen Menschen in der rücksichtslosen Brutalität beim Erwerbe bisher am weitesten gebracht hat! Wenn unsern Gesetzgebern die Weisheit, von der sie seit lange verlassen sind, von Gott wiedergegeben sein wird, dann werden sie vielleicht auch finden, daß der Zwangsvollstreckung Grenzen gezogen werden müssen, die neben dem wirtschaftlichen auch den sittlichen Untergang des Gepfändeten verhindern. Ja vielleicht sehen sie dann die Notwendigkeit der Aufhebung der Zwangsvollstreckung ein, wie sie einst die Notwendigkeit der Aufhebung der Schuldfangenschaft eingesehen haben. Weil die modernen Egoisten eben kein Herz haben, darum darf ihnen das Gesetz nicht noch alle möglichen Handhaben geben, ihre Herzlosigkeit unter dem Schutze des Rechts auszuüben.

Wenn Herr F. D. pathetisch deklamirt, Seegers Ehrgefühl sei ein falsches, unberechtigtes gewesen, und dieses falsche Ehrgefühl, das uns überall begegne, „verquere“ uns alle Wege moderner Entwicklung (aha!), es sei keine Schande, im Kampfe mit den äußern(?) Konjunkturen zu unterliegen, keine Schande, eine Position im Leben zu räumen, die nicht mehr haltbar sei, es gebe keine ehrliche Arbeit, und sei es die geringste, die schände, Mannesehre und Mannestugend bestünden darin, daß man sich nicht „vor dem falschen Gößen (giebt es denn auch wahre Gößen?) einer angeblichen Standesehre beuge“ — so meint er doch wohl, Seeger hätte fortan seinen Broterwerb als Malergehilfe suchen sollen. Glaubt er nun ernstlich, seine Gläubiger würden ihm die Früchte dieser Thätigkeit voll gelassen haben, und der fast fünfzigjährige Vater einer zahlreichen Familie hätte sich wieder bis zu seinem frühern Wohlstand emporarbeiten können? Herr F. D. meint, ein Amerikaner hätte das gethan. Fafeseien, nichts als Fafeseien!

Ein deutscher Liederhort. Fast vierzig Jahre sind vergangen, seitdem Ludwig Erk den ersten und einzigen Band seines deutschen Liederhorts herausgegeben hat. Gustav Freytag hat damals die Leser der Grenzboten auf das ausgezeichnete, in jedem Sinne deutsche Werk hingewiesen und zugleich die Ziele gesteckt, nach denen nun eine groß angelegte Geschichte unsern Volksliedes trachten müsse. Niemand aber hat sich in der langen Zeit gefunden, der den Mut gehabt hätte, den damals schon reich genug vorliegenden Stoff durchzuarbeiten, nach geschichtlichen Gesichtspunkten zu ordnen und darzustellen. Uhland, der wie kein anderer zu der litterarischen Seite der Arbeit berufen gewesen wäre, starb wenige Jahre darauf, und Erk selbst, in musikalischer wie philologischer Hinsicht gleich vorzüglich ausgerüstet, ist über unablässigem Weitersammeln auch drittehalb Jahrzehnte lang, die ihm noch beschieden waren, nicht einmal dazu gekommen, eine Fortsetzung seines Liederhorts herauszugeben, geschweige denn eine zusammenhängende darstellende Abhandlung über das Volkslied oder seine Melodien auszuarbeiten. Und so fehlt es auch heute noch an einer Geschichte des deutschen Volksliedes; bezeichnend für das geringe Zutrauen, das die heutige deutsche Philologie in dieser Beziehung zu sich hat, ist die Thatfache, daß in dem großen dreibändigen Grundriß der germa-

nischen Philologie (von Hermann Paul und andern Professoren) Volkspoesie und verwandtes nur in einem Anhang und nur in Gestalt einer nackten Bibliographie, eines endlosen Büchertitelverzeichnis ohne ein Wort der Kritik behandelt ist.

Dem gegenüber begrüßen wir es mit hoher Freude, daß jetzt wenigstens wieder einmal der Liederſchatz, der ſich in immer mehr kleine Einzelbändchen zu zersplittern drohte, mit kräftiger Hand zuſammengefaßt worden iſt. Franz Böhme, der verdiente Verfaſſer des Altdeutſchen Liederbuches, hat das Erbe Erks angetreten und mit dem ihm anvertrauten Pfunde auß redlichſte gewuchert. Mit wahrem Bienenfleiß hat auch er im Volksmund und auf Bibliotheken noch weiter geſammelt und dann mit kundiger Hand aus der aufgeſpeicherten Maſſe herausgeleſen, was wegen ſeiner poetiſchen Schönheit und Tiefe, wegen kulturgeſchichtlich intereſſanter Züge, wegen ſeines geſchichtlichen Inhalts oder endlich wegen ſeines eigentümlichen muſikaliſchen Wertes zu einem Liederhort des deutſchen Volks vereinigt zu werden verdient. Und ſo bietet er uns nun einen nationalen Schatz, Poefien und Melodien, wie er koſtbarer kaum gedacht werden kann, und an dem ſich jeder Deutſche erfreuen kann und ſollte. Das Volk beſißt ihn, Gott ſei Dank, zu einem Teil noch aus eigner Kraft; wir Gebildeten aber wollen mit Freuden zugreifen, ihn uns wieder zu eigen zu machen, und uns deſſen bewußt bleiben oder, wo es not thut, werden, daß dieſe Lieder da unten herſtammen, wo die Wurzeln auch unſrer geiſtigen Kraft ſind: iſt es nur ein schöner Traum, daß das Bewußtſein gemeinſamer ideeller Güter in dem Augenblicke für verſchiedne materielle Unterſchiedes zwiſchen ihnen in zwei feindliche Maſſen zu zerfallen drohen? Es iſt eine ſtolze Gabe, dieſer Liederhort,\*) auf deren Beſiß Wiſſenſchaft und Leben gleichen Anſpruch machen dürfen.

Schade, daß das ſonſt ſo schön ausgeſtattete Werk — der Kaiſer hat die Mittel zum Druck dafür geſpendet — nicht ganz mit der Feinlichkeit korrigirt iſt, die ihm gebührt hätte; Druckfehler wie *spiritus familiarus* (S. 24) und gleich darauf (S. 26) *Aphodrite* haben etwas verlegendes, und leider ſind ſie nicht vereinzelte. Auch in philologiſcher Hinſicht möchte vielleicht mancher dem Buche eine ſorgfältigere Behandlung gewünscht haben: das alte Hildebrandſlied z. B. iſt nicht nur im Urtext, ſondern auch in der beigegebenen Überſetzung von mehreren Fehlern entſtellt. Endlich wird gewiß der und jener wegen der Umſchreibung aus älterer Sprache in heutige Schreibweiſe und nicht minder wegen der aus der Mundart in die Formen der Schriftſprache mit dem Herausgeber rechten, zumal da beides nicht gleichmäßig durchgeführt iſt. Die muſikaliſche Arbeit an dem Werke iſt tadellos.

Das Lied vom Kanapee. Das neueſte Heft der Vierteljahrſchrift für Muſikwiſſenſchaft enthält einen Aufſatz von Max Friedländer über das bekannte Kanapeelied (Das Kanapee iſt mein Vergnügen), worin der Nachweis zu führen verſucht wird, daß die Faſſung des Liedes, die man biſher für die älteſte ge-

\*) Sein vollſtändiger Titel heißt nun: Deutſcher Liederhort. Auswahl der vorzüglichſten deutſchen Volkslieder, nach Wort und Weiſe, aus der Vorzeit und Gegenwart geſammelt und erläutert von Ludwig Erk. Im Auftrage und mit Unterſtützung der Königlich preußiſchen Regierung nach Erks handſchriftlichem Nachlaſſe und auf Grund eigner Sammlung neubearbeitet und fortgeſetzt von Franz M. Böhme. — Das Werk erſcheint in drei Bänden oder ſechſunddreißig Lieferungen bei Breitkopf & Härtel. Wir werden nach Vollendung des Ganzen nochmals eingehender darauf zurückkommen.

halten hat, die aus den „Ganz neu entsprossenen Liebes-Rosen“ von 1747, nicht die älteste sei, sondern daß in zwei neuerdings zu Tage gekommenen handschriftlichen Sammlungen, die 1741 und 1740 für eine Komtesse Neuß und noch ein andres „in der Einsamkeit singendes Frauenzimmer“ angelegt worden sind, ältere Fassungen des Liedes vorhanden seien. In der Einleitung schreibt Friedländer: „Das Lied ist merkwürdigerweise in keine einzige unsrer gegenwärtigen Lieder-sammlungen aufgenommen worden.“

Das letzte ist nicht richtig. Das Lied steht vollständig und genau in der Fassung von 1747 in dem (im Verlage dieser Blätter erschienenen) „Liederbuche für altmodische Leute“: Als der Großvater die Großmutter nahm (2. Auflage. 1887. S. 238 bis 240), und wenn Friedländer schreibt: „Es erging dem Kanapee ganz wie dem Coffee, dem Thee und dem Knaster, die zugleich mit ihm Modegegenstände der ersten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts wurden,“ so hätte er auch diesen Satz beinahe wörtlich so in dem angeführten Liederbuche finden können, denn dort heißt es Seite 573: „Das Kanapee gehörte wie der vielbesungne Knaster, Thee und Coffee zu den Modegegenständen jener Zeit.“

Wir können aber auch den Nachweis, den Friedländer zu führen sucht, nicht für gelungen halten, sondern wir glauben, daß in der Fassung von 1747 doch im wesentlichen die älteste Gestalt des Liedes vorliege. Daß in einer Sammlung, die für ein „Frauenzimmer“ angelegt worden ist, die drei Strophen vom Knaster, von den Flöhen und von dem Schätzchen mit dem „lilienweißen Rißchen“ weggelassen worden sind, ist doch kein Wunder! Wie kann man deshalb an eine ältere Fassung denken! Alle übrigen Abweichungen aber sind Verschlechterungen der ursprünglichen Form, wie sie bei mündlicher Verbreitung gar nicht ausbleiben konnten. Und an mündliche Verbreitung ist damals doch vor allem zu denken; das zeigt auch hier eine Strophe, wie die:

Wird endlich auch der Leib malade,  
Weil ich ein Mensch wie andre bin,  
So macht mein Kanapee Parade,  
Da sterb ich mit vergnügtem Sinn.

wo es natürlich heißen soll: So macht mein Kanapee parate, d. h. macht mir mein Kanapee zurecht!

Das Lied ist ohne Zweifel Ende der dreißiger Jahre im Anschluß an die bekannten Lieder von Sperontes (Mein Döschchen ist mein Hauptvergnügen — Das Billiard ist mein Vergnügen u. a.) gedichtet worden und hatte wahrscheinlich anfangs neun Strophen. Die letzte Strophe, worin sich der Sänger noch über den Tod hinaus ins Grab versetzt, und die mit den Versen schließt:

Wiewohl das thut mir gar nicht weh:  
Der Geist schwebt um das Kanapee,

fiel bei der Weiterverbreitung des Liedes weg, aus dem einfachen Grunde, weil sie gegen die vorletzte, achte Strophe entschieden abfällt. Den Glanzpunkt des Liedes sah das Volk sehr richtig in den Schlußversen der achten Strophe, denen das Lied seine Unsterblichkeit verdankt:

Die Seele schwingt sich in die Höh,  
Der Leib liegt [oder bleibt] auf dem Kanapee.

Der Verein der Bücherfreunde muß um die Rettung meiner Seele zärtlich besorgt sein, oder hat er mich aus Versehen zweimal in seinem Adressen-

verzeichnis stehen? jedenfalls kommen seine Aufforderungen unheimlich oft an mich. Da mir aber selber aufrichtig an meiner litterarischen Bildung gelegen ist (ich bin sogar irgendwo in der „Bibliothekskommission“), so lese ich die Prospekte jedesmal durch, und zwar mit dem Pflichtgefühl, das der Überzeugung entspringt, daß sich der Verein gerade mich als Abnehmer — bitte um Entschuldigung: als bedürftigen Gegenstand seiner edeln, keine „Mühe“ und keine „Geldopfer“ scheuenden „Bezweckung“ vorstellt. Ich gebe ihm überdies zu, daß „gute Bücher die besten Freunde“ sind, und will mir ja auch gern „eine kleine Bücherei von guten und gediegenn Werken anlegen.“

Das einfachste wäre ja nun, unbesehen auf alles zu abonniren. Aber ich bin nun einmal ein mißtrauischer Mensch, um so mehr, als ich immer erst einmal meine Groschen zählen muß. Also sehen wir uns die „zeitgenössischen Dichter und Schriftsteller“ lieber vorher einzeln an. Der Verein hat die Güte gehabt, zu Verfasser und Titel jedesmal ein kurzes Urteil zu fügen.

Also Nummer eins: Maximilian Schmidt, Hancicka, das Chodenmädchen. Das sind mir nun gleich böhmische Dörfer. „Der Dichter giebt hier wiederum sein Bestes.“ Da er es „wiederum“ thut, will ich lieber zu etwas anderem Besten von ihm greifen, wobei man keine tschechischen Vorkenntnisse braucht.

Norddeutsche Erzähler: Novellen von Jensen, Seidel und Stinde. Dies zum Teil sehr hübsche Bändchen besitze ich schon. „Der Band schließt sich in freier Folge an die im zweiten Jahrgang erschienenen Novellen von Heiberg und Konrad Tilmann an, bildet jedoch wie dieser ein völlig selbständiges und abgeschlossenes Ganzes.“ Das ist das Muster einer buchhändlerischen Empfehlung: wer Heiberg und Tilmann hat, muß nun auch diese „freie Folge“ kaufen, und wer sie nicht hat, der fühle sich veranlaßt, diesen „selbständigen“ Band zu kaufen. Gut übrigens, daß ich die abschreckende Verbindung mit den Namen Heiberg und Tilmann nicht vor dem Erwerb des Bandes gelesen hatte.

Johannes Kenatus, Johann von Schwarzenberg. Über Kenatus ist mir „nichts nachteiliges vorbekannt.“ Was er aber wohl unter den „eingehendsten Quellenstudien“ verstehen mag, worauf seine historische Schilderung der Reformation, „jenes ersten (?) großen Aufsturms (!) deutschen Wesens und Wollens“ in Romanform beruht?

Fritz Mauthner, Die Geisterfeyer. „Eine große, höchst spannende und unterhaltende Entlarvungs Szene.“ Mag ich nicht.

Luise Westkirch, Aus dem Hexenkessel der Zeit. Da werden also wohl breite Bettelsuppen gekocht.

Endlich noch ein „Sammelbuch moderner Prosadichtung,“ mit Beiträgen von Bierbaum, M. G. Conrad, Casar Fleischlen, Max Halbe, zwei Hart und einem Hartleben, dem Freiherrn von Villencron und der Frau Janitschek, Julius Schaumberger, Johannes Schlaf, noch etlichen solchen, und zuletzt dem Prinzen Carolath, herausgegeben von Dr. Casar Fleischlen. Mir fällt plötzlich aus längst vergangnen Tagen ein, wie man früher in Jena — vielleicht heute noch — beim Bierstaat ein Getränk aus Stiefelwische, Weißbier, Senf, dem ortsüblichen Aromatique und Petroleum braute und den Fächsen vorsetzte. Dort war es nur ein Scherz zum BANGEMACHEN, zu trinken bekamen sie's nicht; ich denke aber den Sammelband moderner Prosadichtung auch an mir vorübergehen zu lassen.

Das wäre so der neueste Jahrgang. Mein Auge überfliegt noch die beiden ältern: Todsünden, von Heiberg, Töte sie! von Balduin Groller u. s. w. Nein, ich will doch dem Verein schreiben, er soll mich aufgeben. Von Gottfried Keller.

C. F. Meyer, W. S. Niehl, Viktor Sehn, Rudolf Reichenau, Theodor Storm, Wilhelm Raabe, Fritz Reuter, Theodor Fontane besitze ich alles oder doch etliches, je nachdem, zu eigen; das sind am Ende auch Zeitgenossen. Lassen wirs, bis sich die Liste des bücherfreundlichen Vereins ändert, bei diesen bewenden.

Eine neue Abgeschmacktheit. Die Schreibmaschinen sind eine ganz nützliche und dankenswerte Erfindung, insbesondere für die Leute, denen es aus irgend einem Grunde Schwierigkeiten macht, die Feder zu führen. Auch für den, der Briefe und Manuskripte von schlechter Hand zu lesen hat, kann es angenehm sein, wenn sich der Schreiber eine Maschine anschafft. Im ganzen wird aber jemand, der Handschriften zu lesen gewohnt ist, doch Geschriebnes dem mit der Schreibmaschine Gedruckten vorziehen; ganz unleserliche Handschriften kommen selten vor, und der Schreibmaschinendruck hat seine großen Nachteile. Man benützt für diese Maschinen bis jetzt durchgängig eine unschöne Antiqualetter, die sehr breit läuft und dabei sehr ungleich steht — das hängt mit Mängeln zusammen, die der Maschine noch anhaften —, sodaß sie sich sehr schlecht liest und einen namentlich bei größern Manuskripten zur Verzweiflung bringen kann. Bis jetzt ist die Sache also nur ein dürftiger Nothbehelf. Nun geschieht aber folgende Verrücktheit. Weil es anständig erscheint, sobald man sich im eignen Interesse schriftlich an irgend jemand zu wenden hat, dies handschriftlich zu thun, mit der Schreibmaschine Geschriebnes aber als Handschrift gelten darf, so druckt man jetzt Rundschreiben, die sich an Hunderte und Tausende wenden, mit dieser Schreibmaschinentype, um ihnen den Anschein des Privaten und Handschriftlichen zu geben! Auf diesen geistreichen Einfall scheinen zuerst Kaufleute gekommen zu sein, wenigstens haben wir es zuerst bei Cigarrenofferten u. dergl. gesehen. Darüber lachte man. Daß jetzt aber auch der deutsche Buchhandel diese Albernheit nachmacht, die Druckereien die geschmacklose Schrift in Menge anschaffen müssen, um dann mit der Nachahmung aller unschönen und störenden Zufälligkeiten und Mängel der Schreibmaschinenschrift zu setzen — gedruckt wird dann auch noch mit dem unangenehmen Anilinblau, das bei den Schreibmaschinen benützt wird —, das geht doch über den Span! Hat denn der Buchhandel gar keinen Handwerksgeist mehr? O Gigerltum, wie schön bist du!



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Brunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Brunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig